

blick magazin

in die kirche



WEIHNACHTSFREUDE TEILEN

*Kirchen für Flüchtlinge öffnen
Interview mit Bischof Martin Hein*

SPRACHKURSE UND VIELES MEHR

Haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter der evangelischen Kirche helfen

Weihnachten Auf der Flucht

Inhalt

MENSCHEN ⁺

- 4 Auf der Flucht: „Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen“
- 6 Flüchtling Nesrin M.: Die Kriege stoppen, nicht die Flüchtlinge
- 8 Flüchtlingsarbeit: Der Samariter fragte nicht nach der Religion
- 10 Hilfskreis für Flüchtlinge: Begleiter beim Start im fremden Land
- 11 Im Flüchtlingscamp: Die ruhigen Minuten sind rar geworden

INTERVIEW ⁺

- 7 Bischof Hein: Die Weihnachtsfreude teilen

BESINNUNG ⁺

- 9 Susanne Niemeyer: Die Heilige Familie sind wir doch alle

RATGEBER ⁺

- 12 Pfarrerin Ute Zöllner: Die Seele der Anderen

GLOSSE ⁺

- 13 Hans-Joachim Greifenstein: Was würde Luther dazu sagen?

RÄTSEL ⁺

- 14 Rätsel: „Sie hatten keinen Platz ...“ Gewinn: Strandhaus No. 12

UNSER TITELBILD mit der Darstellung der Heiligen Familie stammt aus der Kirche St. Crucis in Bad Sooden-Allendorf. Die Kirchenfenster hat Heinz Hindorf in den Jahren 1956 bis 1965 gestaltet.

Willkommen in der Fremde?



Gemeinsam mit meinem Bruder Abdoalrhaman, mit dessen Frau und Kind, bin ich seit zehn Tagen in Kassel im Erstaufnahmelager. Wir mögen Deutschland und fühlen uns willkommen – besonders, wenn wir am Sonntag in das Kirchencafé der evangelischen Gemeinde gehen. Kontakt zu Deutschen haben wir auch beim Fußballspielen, wir treffen uns auf einer großen Wiese in der Nähe. Mit Hilfe des Handys haben wir begonnen, Deutsch zu lernen. Ich möchte hier mein Ökonomie-Studium abschließen, was in Syrien wegen des Bürgerkriegs nicht möglich war.



Foto: A. Stöber



Hisham Nahat (27), Flüchtling aus Syrien



Als Studentin in Bologna lerne ich intensiv Italienisch und merke, dass die Sprache das Wichtigste ist, um sich einzuleben. Die Italiener sind sehr herzlich und freuen sich immer, wenn ich Italienisch spreche – auch, wenn ich das noch nicht so gut kann. Am wichtigsten war es aber für mich, dass ich hier gleich eine Freundin gefunden habe. Eine Norwegerin, die genau wie ich noch wenig Leute kannte. Italien ist ein Modeland, das genieße ich.



Foto: privat



Leonie Wessel (23) aus Kassel studiert Modedesign und macht zurzeit ein Auslandssemester in Bologna

IMPRESSUM

Herausgeber: Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel

Redaktion: Lothar Simmank (Ltg.), Olaf Dellit Heinrich-Wimmer-Straße 4, 34131 Kassel
Telefon 0561 9307-152, Fax -155
redaktion@blick-in-die-kirche.de
www.blick-in-die-kirche.de

Beirat: Dr. Anja Berens, Christian Fischer, Wilhelm Hammann, Carmen Jelinek, Eckhard Lieberknecht, Petra Schwermann, Detlev Wolf

Layout-Konzept: Liebchen+Liebchen Kommunikation GmbH, Frankfurt am Main

Gestaltung: Olaf Dellit



Es ist sehr schmerzhaft, schuldlos und ohne Habe vertrieben zu werden, so wie meine Familie und ich. Für uns war das damals ein Absturz ins Nichts. Mehr als 15 Millionen Menschen kamen in das ausgelaugte Rest-Deutschland, wo bereits Millionen Ausgebombte und Flüchtlinge aus dem Osten untergebracht waren. Die Vertriebenen haben sich nicht willkommen gefühlt. Wir selbst sind in Remsfeld jedoch herzlich aufgenommen worden. Das war aber eher die Ausnahme.



Foto: privat

Marlene Gömpel (73), Treysa, wurde mit dreieinhalb Jahren als Sudetendeutsche vertrieben



Im Grunde habe ich alles erlebt, was Flüchtlinge heute mit Behörden erleben. Ich hatte mit der Bürokratie immer Probleme. Aber all das war nichts im Vergleich zu dem Gefühl der Freiheit. Für mich lautete die Entscheidung damals: Flucht oder vom Hochhaus springen? Und dann war ich in West-Berlin, und jeder Kiosk hatte mehr zu bieten als alle Läden in Ost-Berlin. Menschlich habe ich mich überall angenommen gefühlt. Und der Rausch der Freiheit hält bis heute an.



Foto: privat

Michael Meinicke (76), Schriftsteller und Journalist, flüchtete 1978 in einem Kofferraum aus der DDR



Umfrage: Olaf Dellit, Anne Stöber

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

„Weihnachten – auf der Flucht“ lautet der Titel dieses Heftes. Und man möchte sagen: Ist dazu von Seiten der Christinnen und Christen nicht schon alles gesagt? Offensichtlich nicht. Oder nicht so deutlich, dass wir es begriffen hätten.



Foto: medio.tv/Schauderna

Es gehört zur frohen Botschaft dazu, dass wir sie immer wieder hören müssen – nicht nur als Zuspruch, sondern auch als Anspruch an uns. „Frieden auf Erden“ heißt es an Weihnachten, und dieser Friede wird uns geschenkt, wie uns eben ein Kind geschenkt wird. Doch genau wie uns ein Kind in Verantwortung nimmt, verpflichtet uns auch der Frieden. Da müssen wir eindeutig, klar und erkennbar bleiben.

Die Weihnachtsgeschichte rührt uns tief an – selbst Menschen, die dem Glauben inzwischen fremd gegenüberstehen. Doch geht es an Weihnachten nicht nur um Gefühle. Das wäre eine Verkürzung! „Weihnachten – auf der Flucht“: Damit ist alles gesagt, aber offensichtlich noch nicht oft genug.

Vielleicht erleben wir es in diesem Jahr besonders intensiv, hören die Worte der biblischen Propheten und der Evangelien, der alten und neuen Lieder mit ganz neuen Ohren. Vielleicht hören wir gerade in diesem Jahr besonders deutlich, dass die Weihnachtsbotschaft uns ganz persönlich gilt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.“

Herzlichst
Ihr

Prof. Dr. Martin Hein
Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

Herstellung: Bechtle Druck & Service
GmbH & Co. KG, Esslingen

Vertrieb: HNA, Kassel, u. a.

Mehr Informationen über die vielfältigen
Angebote der Evangelischen Kirche von
Kurhessen-Waldeck finden Sie im Internet:

www.ekkw.de



„Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen“

Weihnachten ist auch eine Fluchtgeschichte: ein Mann, eine Frau, ein Baby. Dies ist ein Gedankenspiel: Wie sähe so eine Flucht heute aus? Eine fiktive, realistische Geschichte

Lange nachdenken konnten wir nicht, als die Warnung kam: Sie sind hinter euch her! Zwei Rucksäcke, Pässe, das Bargeld, ein Tragetuch für den Kleinen, und dann zur Grenze. Ein Mann kauft unser Auto. Zu Fuß nach Ägypten. Der Sinai ist lebensgefährlich: Verbrecher, die Wüste. Wir sind Tage unterwegs, manchmal nimmt uns ein Truck ein Stück mit. Das Baby weint oft. Meine Frau trägt den Kleinen, ich die Rucksäcke. „Ihr müsst nach Alexandria“, sagten sie uns. Ans Meer.

Die Millionen-Stadt

Alexandria: Was für eine riesige Stadt. Zehn Millionen sollen hier leben. Und die vielen, die man nicht sieht; nicht sehen darf. So wie uns. Sie kommen aus dem Sudan, Eritrea, Mali, Syrien. Alle wollen eine Wohnung, alle wollen einen Job für den Tag. „Hier können wir nicht bleiben“, sagt meine Frau. Doch eines Tages erwischt mich die Polizei auf der Straße.

Das Gefängnis ist ein Verlies, der Raum ist so voll mit Männern, dass nie alle gleichzeitig sitzen können. Manchmal gibt es dünne Suppe. Was wird meine Frau tun? Sie weiß nicht, wo ich bin. Wie soll sie den Kleinen ernähren? Die Polizisten sind ruppig, sie prügeln, nennen uns Abschaum und Untermenschen. Der Mann neben mir, er kommt aus Mali, ist seit Monaten hier.

Nach fünf Tagen zieht mich ein Polizist plötzlich aus der Zelle und stößt mich auf die Straße. Ich kann kaum noch laufen vor Erschöpfung, aber ich schaffe es bis in das kleine Zimmer. Meine Frau, mein Sohn – sie sind immer noch da. Als ich sie sehe, versagen meine Beine. Das letzte, was ich höre, ist ihr Satz: „Wir müssen hier weg.“ Dann wird es schwarz.

Die Schmuggler

2.000 Dollar pro Person wollen sie für die Überfahrt nach Europa. Das Baby kostet nichts extra. Es gibt viele Schmuggler, viele Angebote. Man hört, dass sie sich gegenseitig die Kunden entführen. Der Kontakt läuft über Facebook. Die Hälfte zahlen wir an, den Rest bekommt ein Treuhänder. Wenn wir sicher ankommen, soll er

den Rest weitergeben. Vertrauen kann man niemandem. Jeder hat eine Geschichte zu erzählen. Von Toten in der Wüste, denen angeblich Organe entnommen werden. Von Schmugglern, die Flüchtlinge auf einer einsamen Insel aussetzen und nie wieder auftauchen. Aber zurück können wir auch nicht.

Das Meer

Der Anruf mitten in der Nacht, ein Kleinbus holt uns ab. Schreie. Stress. Es muss schnell gehen. Wir hasten über den Strand, meine Frau presst den Kleinen an sich, sodass sein Schreien nicht zu hören ist. Die Polizei darf uns nicht bemerken.

Kaltes Wasser spritzt an uns hoch, große Schlauchboote sind in der Dunkelheit zu erkennen. Die Schmuggler machen Druck: „Schneller! Schneller!“ Wir sind kaum an Bord, als die Motoren aufheulen – es geht auf die See. In der Dunkelheit ist nicht zu erkennen, wie viele Menschen sich auf dem Gummiboot zusammenkauern. Der Kleine wimmert.

Nach ein paar Stunden in voller Fahrt sehen wir ein größeres Boot, auf dem sich Menschen drängen: Männer, Frauen, Kinder. Wir seien jetzt in syrischen Gewässern, es drohe keine Gefahr mehr durch die ägyptische Küstenwache, sagt der Mann am Motor. Und wir müssten umsteigen.

Die Schmuggler sind nervös, sie haben keine Zeit zu verlieren. Sie werfen uns förmlich auf das andere Boot. Ich sehe meine Frau straucheln, den Jungen fest im Arm; sehe, wie sich helfende Hände ausstrecken und sie halten. Sie ist an Bord. Dann bin auch ich drüben.

Dann sehen wir die junge Frau. Eine Welle hatte das Boot angehoben, ihr Sprung geht zu kurz. Ihre Hände



klammern sich noch an die Bordwand, zwei Männer greifen nach ihr, doch der Schmuggler hat den Motor längst gestartet. Ich sehe, wie zwei Hände in den Wogen versinken.

Die Rettung

Immer wieder schlagen die Wellen in unser Boot. Der Außenbordmotor ist längst ausgefallen, wir werden getrieben. Wir, das sind 120 Männer, Frauen und Kinder. Sie hatten jedem eine kleine Wasserflasche gegeben, die nur einen halben Tag lang reichte. Es wird wenig gesprochen; weil wir Kräfte sparen wollen. Eine Toilette gibt es nicht auf diesem Boot, es stinkt.

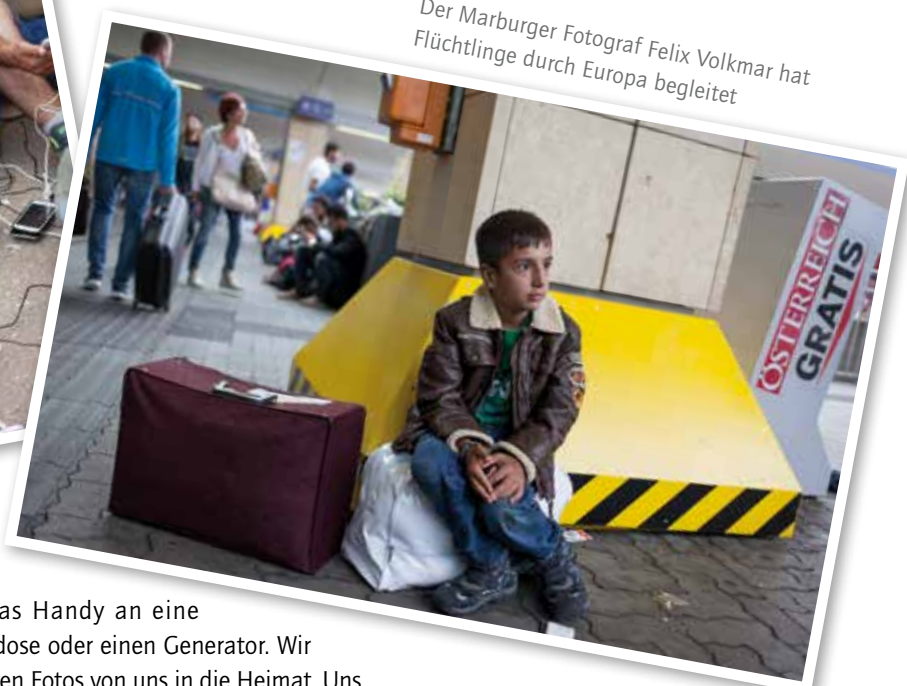
Das Schlimmste aber: Meine geliebte Frau und mein kleiner Sohn sind wie in ein Koma gefallen. Kein Wasser, keine Nahrung – ich fürchte um ihr Leben. Oder sind sie schon tot?

Wie durch einen Schleier sehe ich das riesige Schiff und frage mich, ob es eine Vision ist. Doch es ist wirklich ein Schiff. Auf unserem Boot wird es immer unruhiger, je näher die Bordwand kommt. Sie ist haushoch, nein noch höher. Die Seeleute lassen eine Leiter herab. Das Chaos auf dem Boot wächst, alle wollen auf die Leiter. Beinahe wäre die Nusschale gekentert. Immer wieder fallen Menschen geschwächt von der Leiter. Die Seeleute

Der Marburger Fotograf Felix Volkmar hat Flüchtlinge durch Europa begleitet



Fotos: Felix Volkmar



können nur zuschauen, wie sie ertrinken. Unmöglich, mit Frau und Kind, die sich nicht rühren, da hinaufzukommen. Doch die Seeleute haben Hilfe geholt, ein Hubschrauber der italienischen Küstenwache rettet Kinder und Frauen, so weit Platz ist. Und die Marine hat Ärzte.

Das Lager

Irgendwie haben wir überlebt, wir sind in Europa. Sizilien. Im Lager haben wir immerhin ein Dach über dem Kopf, etwas zu trinken und zu essen. Langsam erholen sich die beiden, obwohl nur selten ein Arzt Zeit hat. Leicht ist das Leben hier nicht. Es ist voll und eng, doch am schlimmsten ist die Langeweile: Es gibt nichts zu tun. Nur warten. Wir können noch nicht einmal gemeinsam durchs Lager streifen, weil sonst die Bettdecken gestohlen werden.

Dann setzen sie uns plötzlich auf die Straße, ohne Erklärung. Wir sind wieder auf uns gestellt. Eine Frau mit einem wenige Wochen alten Baby hat es leichter beim Betteln. Irgendwann reicht das Geld für die Fähre ans Festland und für den Bus nach Rom. Dort finden wir Unterschlupf in einem Abbruchhaus. Keine guten Bedingungen für eine Familie: kein Strom, kein Wasser, nicht einmal Matratzen. Essensreste und Suppenküchen lassen uns überleben. Wir werden mit jedem Tag trauriger, bis ein Freund uns per Handy schreibt: „Ihr müsst weiter, sonst sterbt ihr dort.“

Nach Norden

Das Handy ist unser Anker, unsere Verbindung zu Freunden und zu anderen, die Tipps geben. Wie kommt man über die Grenze? Wo immer es geht, hängen

wir das Handy an eine Steckdose oder einen Generator. Wir schicken Fotos von uns in die Heimat. Uns geht es gut, schreiben wir. Dabei stimmt das gar nicht. Mit dem erbettelten Geld lösen wir eine Fahrkarte nach Norden. Wir staunen, wie um uns herum hohe Berge aus dem Boden zu wachsen scheinen. Doch am Bergbahnhof plötzlich Männer in Uniform, wir müssen raus aus dem Zug.

Die Autobahn

Unsere Füße schmerzen, der Lärm der Autos ist ohrenbetäubend. Das Baby schreit immer wieder erschreckt auf. An der Autobahn entlang, so hatten es uns andere Flüchtlinge geraten, geht es nach Österreich. Oder über die Berge.

Der nächste Zug bis Wien. Dort gibt es Hilfe, Betreuung, warmes Essen und Getränke. Mediziner kümmern sich um unser Kind. Per Bus bringen sie uns Richtung Grenze. Die letzte Etappe dann wieder zu Fuß. Hunderte, vielleicht tausende drängen sich am Übergang. Es ist kalt, wer eine Decke hat, wickelt sich ein, so gut es geht. Der Kleine weint wieder, vor Kälte, vor Hunger und Müdigkeit. Gestillt werden kann er schon lange nicht mehr.

In Sicherheit

„We are safe!“, jubelt ein afrikanischer Mann, als sie ihn kurz vor uns über die Grenze lassen. Wir sind in Sicherheit! Und man kümmert sich um uns. Es gibt Zelte, Feldbetten, Wärme, Ärzte und Babynahrung. „Asyl“, sollten wir sagen, so haben es uns andere Flüchtlinge berichtet. Ein anderes Lager, wir werden fotografiert, man nimmt unsere Fingerabdrücke auf,

wir bekommen eine Bescheinigung. Das bedeute, dass wir erstmal bleiben dürfen, sagt der Dolmetscher. Erstmal.

Das Verfahren

Wieder Langeweile, wieder eine Zeltstadt, wieder Warten. Ich würde so gerne arbeiten; irgendwas, aber es ist mir verboten. Ich darf nicht selbst für meine Familie sorgen – und schäme mich dafür. Nach vier Monaten kommt das Gespräch, die Anhörung. Warum sind Sie hier? Wurden Sie gefoltert? Verfolgt? Haben Sie Gewalt erfahren? Auf welchem Weg sind Sie nach Deutschland gekommen? Wir haben Angst, etwas Falsches zu sagen. Zurückzugehen wäre unser Tod.

Irgendwann wird der Brief kommen, in dem unser Schicksal besiegelt ist. Wir erhoffen ihn. Wir fürchten ihn. ●

Olaf Dellit

QUELLEN

Die Recherchen für diesen Artikel stützten sich auf Informationen von Anne Dreyer (Diakonie Katastrophenhilfe), Markus Schildhauer (Seemannsmission Alexandria, www.schildhauer.net), Felix Volkmar (www.felixvolkmar.com), Mustafa Abdi Ali, Eugen Deterding (Diakonie Hessen), Pro Asyl, Initiative „Lampedusa in Hanau“, zahlreiche Presseveröffentlichungen und das beeindruckende Buch von Wolfgang Bauer: „Über das Meer – Mit Syrern auf der Flucht nach Europa. Eine Reportage“ (Bundeszentrale für politische Bildung).

Den Krieg stoppen, nicht die Flüchtlinge

Die syrische Kurdin Nesrin M. erzählt im Interview von ihrer Flucht nach Deutschland

**? Warum haben Sie ihr Heimatland
Syrien verlassen?**

Nesrin M.: Meine Geschichte ist ein wenig kompliziert. Mit 13 Jahren bin ich verheiratet worden und in den türkischen Teil Kurdistans gezogen. Weil ich keine Kinder bekommen konnte, wollte der Mann sich nach sieben Jahren eine zweite Frau nehmen. So ging ich zurück zu meiner Familie.

Ich habe mich für ein unabhängiges Kurdistan eingesetzt und wollte auch im Krieg kämpfen, aber mein Vater sagte: Es reicht schon, dass dein einziger Bruder im Krieg gestorben ist. Mein Vater drängte mich zur Flucht.

? Wann haben Sie schließlich die Flucht gewagt?

Nesrin M.: Der Krieg kam immer näher. Ich erinnere mich an das kurdische Neujahrsfest Newroz, als Bomben fielen. Frauen und Kinder wurden getötet. Da entschloss ich mich zur Flucht. Eine Flucht, das kann ich sagen, ist kein Vergnügen. Ich bereue es manchmal und denke darüber nach, wieder nach Syrien zu gehen.

? Wie haben Sie es nach Deutschland geschafft?

Nesrin M.: Eine Familie nahm mich mit. Zuerst ging es zu Fuß über die syrisch-türkische Grenze, dann mit dem Auto nach Istanbul. Nach einer Woche dort kletterten wir auf die Ladefläche eines Lastwagens, den sie dann mit irgendwelchem Zeug beluden. Es roch nach Klamotten; und es war nur ein kleines Fensterloch oben im Lastwagen zu sehen. Wir haben nur ein einziges Mal angehalten; ich weiß nicht wo. Nach sechs Tagen kamen wir an.

? Sie sind sechs Tage im Laster geblieben? Kaum vorstellbar.

Nesrin M.: Ich möchte mich gar nicht daran erinnern. Wir durften immer nur ganz wenig essen und trinken, denn es gab ja keine Toilette. Als ich hörte, dass schon Menschen in solchen Lastwagen gestorben sind; dachte ich: Glück gehabt.

? Welcher Teil Ihrer Flucht war am gefährlichsten?



Foto: medio.tv / Schauderna

Ein Gefühl der Sicherheit: Nesrin M. hat den Krieg in Syrien hinter sich gelassen und lebt jetzt in einer Flüchtlingsunterkunft in Hessen

Nesrin M.: Im Lastwagen hatte ich große Schwierigkeiten zu atmen. Das war am schlimmsten.

? Ist die Flucht alleine als Frau nicht noch viel riskanter?

Nesrin M.: Ich habe es etwas leichter als andere Frauen, weil ich mich verständigen kann und Englisch spreche. Aber ich habe dennoch viele schlimme Dinge erlebt. Als wir zum Beispiel in Istanbul auf den Anruf des Schleppers warteten, schliefen wir im Freien unter Bäumen. Es gab Menschen, die wussten, dass dort Flüchtlinge warten und Geld für die Flucht bei sich haben. Sie sind zweimal gekommen, um uns auszurauben. Sie gingen davon aus, dass die Frauen das Geld bei sich tragen würden. Sie traten und schlugen die Frauen, sie verletzten sie schwer. Es war schlimm.

? Fühlen Sie sich in Deutschland jetzt sicher?

Nesrin M.: In dem Dorf, in dem ich jetzt lebe, gehe ich fast jeden Tag spazieren. Die Straßen sind leer, nur manchmal kommt ein Auto – ich habe dort keine Angst. Ich fühle mich sicher, ein großartiges Gefühl.

ZUR PERSON

Nesrin M. ist 30 Jahre alt und stammt aus dem kurdischen Teil Syriens. Sie ist seit Juni in Deutschland und hat einen Asylantrag gestellt.

? Sind Ihre Gedanken oft in Syrien?

Nesrin M.: Ich denke immer an meine Familie und Freunde. Jeden Tag hören wir von fünf oder sechs jungen Männern aus unserer Stadt, die getötet wurden. Es ist ein Krieg mit Waffen und Bomben, aber auch ein psychologischer Krieg.

? In Deutschland wird darüber diskutiert, ob zu viele Flüchtlinge ins Land kommen. Was ist Ihre Meinung?

Nesrin M.: Ich kann verstehen, dass es nicht einfach ist. Aber Demonstrationen gegen Flüchtlinge sind keine Lösung. Wenn sich die Lage wieder gut entwickelt, werden viele Syrer zurückkehren. Die Deutschen sollten fragen, wo die Ursache für diesen Krieg liegt. Wir müssen den Krieg stoppen und nicht die Flüchtlinge.

? Wie erhoffen Sie sich Ihr Leben in zehn Jahren?

Nesrin M.: Man sagt: Wenn man das Eisen härten will, muss man es im Feuer schmieden. So ist es auch mit mir: Ich habe viel erlebt und bin jetzt stark. Ich kann Sprachen lernen und mich anpassen, zumal ich kein konservativer Mensch bin. Wenn ich mich entscheide, zu bleiben, werde ich Deutsch lernen, eine Ausbildung machen und arbeiten. Ich möchte mich auch von meiner Familie fernhalten, die hier in einem Klein-Syrien lebt und sich nicht anpassen möchte. Meine Unabhängigkeit ist mir sehr wichtig.

Fragen: Olaf Dellit

Die Weihnachtsfreude teilen

Bischof Martin Hein im Interview über Weihnachten und Flüchtlinge

? Weihnachten feiern, das ist für viele Menschen gleichbedeutend mit Familientreffen, Tannenbaum, Bescherung, Christstollen und Weihnachtsgans. Kann man das alles angesichts der Flüchtlingsströme vor der Haustür ruhigen Gewissens genießen?

Bischof Martin Hein: Die Kirchen sind ja keine Verderber der Weihnachtsfreude, im Gegenteil. Weihnachten soll man sehr wohl als Familienfest feiern, aber in diesem Jahr über alldem nicht die Flüchtlinge vergessen. Es gibt eine Menge Möglichkeiten zu helfen, vielleicht sogar nach Hause einzuladen. Ich habe persönlich damit gute Erfahrungen gemacht, Weihnachten das Haus zu öffnen.

? „Wo Not greifbar ist: Macht die Kirchen auf!“, fordern Sie im Hinblick auf die Flüchtlinge. Was bedeutet das konkret für Kirchengemeinden?

Bischof: Land und Kommunen stehen unter einem ungemeinen Druck, Wohnraum zu finden. Und wenn Flüchtlinge bei Temperaturen weit unter Null in Zeltlagern überwintern sollen, halte ich es für ein Gebot der Nächstenliebe, dass wir unsere Kirchen aufmachen und Menschen dort aufnehmen. Ich glaube, dass es mit unkonventionellen Möglichkeiten machbar ist, für einen bestimmten Zeitraum die Kirche offen zu halten, um dann zu erleben, dass Menschen hier geborgen sind. Mehr nicht. Und wo es diese Not nicht gibt, muss man das auch nicht machen.

? Gibt es Beispiele aus unserer Region, wo so etwas gut funktioniert hat?

Bischof: Wir als Kirche stellen zurzeit 43 Immobilien zur Verfügung, darunter auch einige Freizeitheime. Für mich ist die Öffnung der Kirchen die letzte Konsequenz, wenn es darum geht: Sollen Menschen im Zelt frieren oder Obdach in der Kirche haben?

? Altkleiderspenden, vielleicht auch der Klingelbeutel, helfen im Kleinen. Aber müssen wir uns angesichts der Problemdimensionen nicht alle auf das Teilen im großen Stil einstellen?

Bischof: Ich erlebe eine Welle der Begeisterung und Hilfsbereitschaft. Da sind wir als Kirchengemeinden richtig stark. Ob Spenden die Situation insgesamt verändern, wage ich nicht einzuschätzen. Was wir politisch ändern müssen, ist unser Verhalten, das oft auf Kosten anderer geht – etwa mit Blick auf die Klimaveränderungen, denn auch aus Gebieten, die sich klimatisch ändern, werden Menschen zu uns kommen. Auch die Frage der Rüstungsexporte ist zu bedenken. Die Kämpfe in Syrien werden auch mit deutschen Waffen geführt, mit denen wir Geschäfte machen. Wir liefern Waffen über Umwege in Konfliktgebiete.

? Menschen gehen in die Kirche, weil sie für ihren Glauben eine Heimat suchen – Lieder, Predigt und Gebete in gemeinsamer Sprache verbinden. Steht diese Heimat zur Disposition, wenn Kirchengemeinden multikultureller werden?

Bischof: Für mich wäre es wunderbar, wenn es gelänge, Menschen anderer Herkunft mit unseren Gottesdiensten zusammenzubringen. Ich glaube, niemand hat etwas dagegen, wenn Gottesdienste lebendiger werden. Dadurch werden wir die eigene Beheimatung weder im Glauben noch in der Kirche verlieren. Dahinter steckt eine große Angst. Viele haben den Eindruck, sie werden überrollt. Aus christlicher Perspektive sage ich: Wir sind immer eine weltweite Gemeinschaft gewesen. Jetzt kommt die Welt in Gestalt anderer Menschen, auch anderer Christen, zu uns, und das ist ein Ausdruck von Ökumene.

? Was sagen Sie denen, die vor der drohenden „Islamisierung des christlichen Abendlandes“ durch den überproportionalen Zustrom von Muslimen warnen?

Bischof: Unsere Aufgabe als Kirche ist es nicht, antiislamische oder antidemokratische Affekte zu fördern. Aber wir müssen die Sorgen dieser Menschen ernstnehmen. Die Sorgen schwinden, je stärker Menschen miteinander in Kontakt kommen. Wer sich erst einmal mit der Situation der Flüchtlinge aus dem vorderen Orient in der Begegnung mit Menschen auseinandergesetzt hat, wird sehr viel Verständnis für sie



Prof. Dr. Martin Hein, Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

haben. Auf der anderen Seite erwarte ich von den Muslimen, die zu uns kommen, dass sie bereit sind, sich in unsere freiheitlich-demokratische Grundhaltung mit den entsprechenden Wertvorstellungen einzuordnen. Es kann nicht angehen, dass hier Parallelgesellschaften entstehen, die sich vollkommen abschotten. Das ist eine Aufgabe für den Bildungsbereich, als Kirchen können wir hier einiges beitragen.

? Die Regierungspolitik rückt Stück für Stück von Merkels bedingungslosem „Wir schaffen das“ ab. Auch in der Gesellschaft mehren sich kritische Stimmen zur Willkommenskultur für Flüchtlinge. Sind die Kirchen die letzten treuen Verbündeten der Kanzlerin?

Bischof: Allem Anschein nach ja. Aber es gibt auch noch viele andere, die sagen, wir wollen eine offene Gesellschaft bleiben, die einerseits bereit ist, Menschen zu helfen, und ihnen andererseits auch zu ermöglichen, ihre Religion unter der Bedingung unserer Verfassung zu leben. Ich glaube, das beste Beispiel gegenüber Muslimen ist die tätige Nächstenliebe. Damit zeichnen wir uns als Christen aus. Mein Plädoyer geht hin zu einer geordneten Einwanderungspolitik: Kontingentierung und europäische Solidarität. Es kann nicht sein, dass die Flüchtlingsströme ausschließlich nach Deutschland, nach Österreich oder nach Schweden geleitet werden.

Vielen Dank für das Gespräch.

*Die Fragen stellten
Lothar Simmank und Olaf Dellit*

Der Samariter fragte nicht nach Religion

Der Vorschlag, Kirchen als Unterkunft für Flüchtlinge zu öffnen, sorgt für Diskussionen

Für seinen Vorschlag, als letzte Möglichkeit auch Kirchen zur Aufnahme von Flüchtlingen zu öffnen, hat Bischof Prof. Dr. Martin Hein längst nicht nur Zustimmung bekommen. Damit, so sagte er vor der Landessynode, habe er gerechnet. Überrascht habe ihn aber, wie „heftig ablehnend“ manche Reaktionen seien, auch aus der Kirche.

Der Gedanke, die eigene Kirche für Fremde zu öffnen, ist offenbar gewöhnungsbedürftig. Diese Erfahrung hat auch Pfarrer Dirk Kroker aus Alheim (Kirchenkreis Rotenburg) gemacht. Er hatte überlegt, eine der vier Dorfkirchen, für die er zuständig, für Flüchtlinge anzubieten.

Tief sitzende Ängste

Doch er sei auf viele Bedenken gestoßen. Vor allem wollten die Einwohner gerne den Gottesdienst in ihrem eigenen Dorf feiern. Es gebe auch tiefsitzende Ängste vor Flüchtlingen. Die seien bisweilen irrational, aber sie ließen sich nicht einfach wegargumentieren, sagt Kroker:



Pfarrer
Dirk Kroker

„Ich muss sehr genau hinhören, was die Menschen sagen und denken.“ Nach Krokeros Beobachtungen seien ältere Menschen Flüchtlingen gegenüber häufig offener als jüngere, weil sie sich an Krieg und Flucht erinnerten: „Sie haben selbst erlebt, was es heißt, wenn Frauen vergewaltigt und Männer erschossen werden.“ Bei allem Verständnis für Angst sei es eine Aufgabe der Pfarrer, für Nächstenliebe einzutreten: „Der Nächste ist auch der, der anders aussieht und eine andere Sprache spricht.“

Oder eine andere Religion hat, wie Dekanin Carmen Jelinek (Kaufungen) mit Verweis auf eine biblische Geschichte sagt: „Der barmherzige Samariter fragt nicht nach der Religion des Notleidenden.“ In der Bibel wird erzählt, wie ein Samariter ei-



Foto: Simmank

Ein Zelt mitten in der Kirche: Nach dem Gottesdienst findet sonntags in der katholischen Kirche St. Joseph in Kassel ein Flüchtlings-Café statt

nen Mann findet, der von Räubern überfallen wurde und ihn rettet. Andere waren an dem Schwerverletzten vorübergegangen.

Genauso sei es heute wichtig, ein Herz für die zu haben, die vor Krieg und Gewalt flüchten, sagt Jelinek. Sie sehe aber derzeit in ihrem Kirchenkreis noch keine Notwendigkeit, Kirchen als Unterkünfte zu nutzen, zumal es anderswo Leerstände gebe. Es sei oft schwierig, sie ausreichend zu heizen, es fehle an Sanitär- und Kücheneinrichtungen. Zudem dürften Haupt- und Ehrenamtliche nicht überlastet werden.

Viel Arbeit für Ehrenamtliche

Auch Kirchenvorsteherin Regina Landgrebe (Immenhausen-Mariendorf) fürchtet, dass den Ehrenamtlichen zu viel zugemutet werden könnte. In ihrem 450-Einwohner-Dorf gebe es ohnehin nur drei Kirchenvorsteher. Sie selbst leiste im Schnitt monatlich 20 Stunden ehrenamtliche Arbeit. Eine Flüchtlingsunterkunft benötige aber viel Personal.

Landgrebe wie auch Dekanin Jelinek lehnen die Idee der Kirchenöffnung nicht grundsätzlich ab. Man könne, wenn es die Not erfordere, nach baulich geeigneten Kirchen und Gemeindehäusern suchen, sagt Jelinek. Gottesdienste müssten stattfinden, aber vielleicht nicht immer in al-

len Kirchen. Jelinek erweitert den Blick: Es gehe langfristig nicht nur um Unterkunft, sondern darum, den Menschen „eine neue Heimat zu eröffnen“.

Das wurde auch in Naumburg-Elenberg deutlich, wo ein evangelisches Freizeithaus für die Unterbringung von bis zu 24 jugendlichen Flüchtlingen genutzt werden soll. Integration könne gelingen, wenn die neuen Einwohner in die Gemeinschaft aufgenommen würden, etwa in den Fußballverein.

Gegen Angst hilft vor allem Begegnung. „Mir gefällt die Idee, dass Mitglieder von Kirchengemeinden gemeinsam mit Asylsuchenden in ihrem Gemeindehaus kochen und essen“, sagt Dekanin Jelinek. Dabei gebe es eine gemeinsame Aktivität mit der Möglichkeit zum Gespräch. Auch Pfarrer Kroker setzt auf das Kennenlernen: „Ich wünsche mir, dass aus den Wänden, die schon aufgebaut sind, bevor die Menschen da sind, ein paar Steine herausbrechen.“ ●



Dekanin
Carmen Jelinek

Fotos: mediot.tv/Schauderna/Dellit

Olaf Dellit

Die Heilige Familie sind doch wir alle

Susanne Niemeyer über falsche Familienbilder und die Sehnsucht nach Geborgenheit

Da ist sie wieder, die Zeit der heilen Familien. Im Fernsehen so viele rüschensbesetzte Mädchen wie nie. Warmes Licht in den Wohnzimmern und am Heiligabend blitzen all überall auf den Tannenspitzen gold'ne Lichter. Alles ist aufgeräumt und heiter. Ich gebe es zu: Ich möchte hinein. Ich möchte durch die Tür schlüpfen, ich will es auch so vertraut und heimelig. Ich will dazugehören.

Zu keiner anderen Zeit im Jahr haben die Werbeleute ein so leichtes Spiel mit mir. „Driving home for Christmas“ und im Kamin knistert schon das Feuer, während der Kakao in den Tassen dampft. Die Kekse sind selbst gebacken und sogar der Hund wedelt weihnachtlich mit seinem Schwanz. Klar, dass es schneit. So soll es sein. So wie früher.

Ich komme aus einer mittelheilen Familie. Geschlagen hat mich niemand und Lametta hing auch immer am Baum. Nur dass es als Scheidungskind immer zwei Bäume gab und spätestens am zweiten Weihnachtstag hatte der Stress Spuren hinterlassen, die auch Marzipankartoffeln nur notdürftig kitten konnten. Aber jetzt mal im Ernst: Gibt es das nicht in fast jeder Familie? Es ist eben nicht alles heil. Und Weihnachten erzählt auch überhaupt nicht davon. Im Gegenteil:

Eine Frau und ein Mann, unverheiratet. Sie ist schwanger. Von wem, das weiß man nicht so genau. Obdachlos irren sie durch die Straßen, auf der Suche nach einem warmen Platz. Schließlich kommt das Kind draußen zur Welt, vor den Türen der geordneten Verhältnisse. Von Kerzenschein wird nicht berichtet. Schon bald muss die Familie fliehen, politisch verfolgt und ohne Sicherheiten. Mit zwölf läuft dann der Junge zum ersten Mal weg, als pubertärer Revoluzzer herrscht er seine Mutter an: „Was habe ich mit dir zu schaffen?“ Heil klingt das nicht. Trotzdem ist das die heilige Familie. Wenn Gott an bürgerlichen Verhältnissen in heimeligen Häusern gelegen gewesen wäre, hätte er das anders einfädeln können.

Hat er aber nicht. Heilig heißt eben nicht heil. Heilig heißt: Jemand gehört zu Gott. Und Gott scheint nicht danach auszuwählen, ob einer eine vorbildliche Familie, eine weiße Weste oder einen erfolgreichen Lebenswandel vorweisen kann.

„Ich will nicht aufhören zu träumen.“


Trotzdem will ich nicht aufhören zu träumen. Meinetwegen dürfen Engelskinder und Samtschleifen weiter auf der Mattscheibe flimmern. Drei Nüsse für Aschenbrödel sehe ich auch dieses Jahr. Das sind Märchen und Märchen erzählen von der Sehnsucht, dass am Ende alles gut wird. Dass im großen Festsaal die Lichter angezündet werden und jeder darf hinein. Ich auch. Noch sind wir nicht soweit. Noch müssen wir uns mit Lametta begnügen, noch vergolden wir unsere Realität damit, die nun mal auch Weihnachten nicht aufhört. Aber das ist gut so – denn jeder Streifen Lametta erzählt davon, dass der Traum von einem Zuhause, das beschützt, das birgt und das verzaubert, lebt.

Und deshalb, liebe Fernsehfamilien, öffnet eure Türen. Ladet die Leute von der Straße ein (auch so eine Geschichte aus der Bibel), zumindest aber Tante Agathe, die manchmal wunderbarlich ist, und trotzdem gern dabei wäre, wenn die anderen feiern.

Ich stelle mir vor: Ein großer Tisch und Platz für jeden. Keiner soll draußen bleiben, weil die Gans nicht reicht. Oma ist da und die Nachbarin aus dem vierten Stock auch, weil sie kaum satt wird von ihrer schmalen Rente. Aber ihre Wangen beginnen zu glühen, wenn sie eines der alten Weihnachtslieder anstimmt. Die frisch getrennte Freundin, die zugezogene Arbeitskollegin. Wahlverwandtschaften in dieser Nacht. Eine Nacht, die von Familie erzählt, die nicht ausgrenzt.

Damals waren Hirten zu Gast. Unbekannte, die kein festes Dach über dem Kopf hatten, Randfiguren der Gesellschaft. Auch ausländischen Wahrsagern wurde die Tür geöffnet. Offenbar konnte jeder kommen. Ein Kind wurde geboren, und dieses Kind gehörte allen.

Familie ist kein Heile-Welt-Wettkampf. Auch nicht an Weihnachten. Wir müssen nicht so tun, als ob wir uns alle lieb hätten. Familie ist Gemeinschaft. Und Gemeinschaft ist nichts Starres. Die Welt ist weit, und wenn sie in dieser Nacht noch ein Stück weiter wird, dann ist wirklich Weihnachten. Die Heilige Familie? Das sind doch wir alle. ● Susanne Niemeyer

 www.freudenwort.de



Begleiter beim Start im fremden Land

Gerhard Faßhauer nimmt die Hand eines Schülers, um die Sache mit den Artikeln in der deutschen Sprache zu erklären, die man auch Begleiter nennt und sagt: „Das ist mein Begleiter. Wir sind zusammen.“ Begleiter könnte man auch die vielen Ehrenamtlichen nennen, die im nordhessischen Borken helfen, Flüchtlingen den Start zu erleichtern.

In der ehemaligen Bergbaustadt geschieht das in einem Arbeitskreis über die Grenzen der Konfessionen hinaus. Evangelische, freikirchliche, katholische und muslimische Gemeinde, aber auch die Stadt und die Arbeiterwohlfahrt ziehen an einem Strang. Wohnungen für Flüchtlinge wurden renoviert, Kleiderspenden und alte Fahrräder wurden verteilt, an Kaffeemittagen gibt es Begegnungsmöglichkeiten, und auch ein Ausflug in den Tierpark stand schon auf dem Programm.

Hilfe ist besonders bei Arztbesuchen wichtig, sagt Rolf Waldeck von der Freien Evangelischen Gemeinde, denn bei der Beschreibung von Symptomen gerate man schnell an sprachliche Grenzen. Und die Bürokratie macht es oft schwer. Waldeck erzählt vom Fall eines Somaliers, der angeschossen wurde und dringend operiert werden müsste. Doch so lange sein Asyl nicht anerkannt sei, werde die OP nicht genehmigt. Seit über einem Jahr warte der Mann.

Herzstück der Arbeit sind die Deutschkurse, die pensionierte Lehrer anbieten. So sitzen auch zweimal in der Woche junge Männer aus Afghanistan, Pakistan und dem Irak um einen Tisch mit Gerhard Faßhauer und lernen, wie die Körperteile heißen – mit den richtigen Begleitern. Die Uhrzeit, die Farben, es sind die Grundlagen, die hier gelegt werden.



Foto: Dellit

Im ganzen Satz, bitte: Der pensionierte Lehrer Gerhard Faßhauer unterrichtet in Borken ehrenamtlich Flüchtlinge in der deutschen Sprache

Seine Schüler seien sehr lernwillig, sagt Faßhauer. Er würde gerne jeden Tag Deutschstunden haben, erklärt Tooba Nessarullah. Er hat in Afghanistan einen Verwaltungsabschluss gemacht, das beglaubigte Zeugnis zeigt er stolz vor. Dann zupft er drei Passbilder aus seiner Geldbörse:

seine zwei kleinen Töchter und seine Ehefrau, die in Afghanistan geblieben sind. Nessarullah kämpft mit den Tränen, wenn er über sie spricht. Seine Hände zittern.

In der Arbeit mit Flüchtlingen werde der Glaube sichtbar, sagt der Borkener Pfarrer Jochen Löber: „Das erwarten die Menschen von uns.“ Auch Rolf Waldeck schöpft Motivation aus dieser Quelle: „Jesus hatte es mit vielen Randgruppen zu tun.“ Eine leichte Aufgabe sei das jedoch nicht, es gebe Grenzen der Belastbarkeit.

Faßhauers Gruppe übt die fremde Sprache. Wie viele Minuten hat eine Stunde nochmal: sechs, sechzehn oder sechzig? Klingt alles ähnlich. Im Kellerraum der Freien Gemeinde hängt hinter den Schülern ein Bild, auf das Kinder einen Altar gezeichnet und Dinge aufgeschrieben haben, für die sie dankbar sind. Für den Frieden, steht da. Für Freiheit. Und auch: Für ein Zuhause. ● *Olaf Dellit*



Hilfe für die Helfer und Hilfe für Flüchtlinge

In vielen Orten engagieren sich Christen in der Flüchtlingshilfe ehrenamtlich. Und es gibt viel hauptamtliches Engagement. Dazu gehört die unabhängige Flüchtlingsberatung der Diakonie Hessen. Flüchtlinge bekommen dort Hilfestellung beim Verfah-

ren, sie werden auch juristisch beraten. Gemeinden wird in der Flüchtlingsarbeit geholfen. Entscheidet sich eine Gemeinde, Flüchtlinge ins Kirchenasyl aufzunehmen, erhalten sie ebenfalls Unterstützung und Beratung. Beim Kirchenasyl werden Flücht-

linge in Kirchenräumen untergebracht, um sie vor einer drohenden Abschiebung zu schützen. Kirchenasyl soll den Rechtsstaat nicht in Frage stellen, sondern helfen, ein Menschenrecht durchzusetzen. *Olaf Dellit*
www.diakonie-hessen.de

Die ruhigen Minuten sind rar geworden

Mitarbeiter der Johanniter engagieren sich im Flüchtlingscamp in Calden bei Kassel

Die Aufgabe kam über Nacht auf uns zu, und wie lange sie noch bleibt, das weiß kein Mensch": William von Bischoffshausen sitzt in seinen roten Einsatzklamotten einen Moment lang bei einem Pott Kaffee im Regionalbüro der Johanniter-Unfall-Hilfe in Kassel.

Die ruhigen Minuten sind seit Mitte August selten geworden. Seitdem ist er Leiter des Flüchtlingscamps in Calden bei Kassel. Die Organisation des Lebens von knapp 1.300 Menschen stellt ihn und sein Team täglich vor enorme Herausforderungen. Gerade wurde neues Heizöl für die Zeltstadt angeliefert, doch die Tanklaster sanken im regenaufgeweichten Boden ein. Der 43-Jährige dirigierte sie um und sie konnten sicher abladen.

Jeder Tag bringt unvorhergesehene Hürden und doch bleibt eine Aufgabe gleich: „Es geht immer wieder um ganz Alltägliches wie die Ausgabe von Körperpflegemitteln und Kleidung, die Bereitstellung von Essen und darum, Fragen zu beantworten“, umreißt Larissa Kaul ihre Tätigkeit in der Lagerverwaltung. Die 22-jährige Architekturstudentin, die sich schon lange für die Johanniter engagiert, hat sofort zugesagt, als die Anfrage kam: Willst Du in Calden mithelfen?

Sie ist dort „überall im Einsatz, am Computer, am Telefon, im Kontakt mit den Flüchtlingen, Mitarbeitern und auch der Bevölkerung“. Bislang habe sie von den Caldenern nie Kritik gehört. Ganz im Gegenteil: „Es ist unglaublich, wie viel Hilfsbereitschaft wir erleben. Und bislang lässt sie nicht nach.“ Im Umgang mit den Geflüchteten gehe es darum, ein offenes Ohr zu haben, zuzuhören, zu trösten: „Viele haben viel durchgemacht. Sie wollen gar nicht unbedingt über ihre Erlebnisse berichten. Sie wünschen sich den ganz ungezwungenen Small Talk, freuen sich über ein einfaches, aber ernstgemeintes: Hallo, wie geht's dir?“

Auch unter den Flüchtlingen sei die Hilfsbereitschaft groß. Sie engagierten sich in der Kinderbetreuung, bei der Kleidungsausgabe und bei der Reinigung.

Ein Seminar über interkulturelle Psychologie an der Uni Kassel hat Larissa



Foto: mediotv/Schauderna

Jeder Tag bringt neue Herausforderungen: William von Bischoffshausen, Larissa Kaul und Dirk Göbel (von links) in der Nähe des Flüchtlingscamps in Calden

Kaul für die Unterschiede zwischen den Kulturen sensibel gemacht. In Calden hilft es ihr, mit den Menschen aus Syrien und weiteren 16 Nationen umzugehen. Schnell lernte sie, dass die ausholende Gestik und lebhaftes Mimik ihres Gegenübers keine Aggression, sondern eine Bekräftigung des Gesagten bedeutet. Ganz am Anfang sei ihr in einer Gruppe aufgebracht syrischer Männer mal „klamm“ geworden, aber binnen einer Minute sei ihr klar gewesen: „Keiner von ihnen wird mir ein Haar krümmen.“

„Beide Seiten haben ein Recht darauf, dass ihre Kultur anerkannt wird.“


Sie behandle alle gleich und mit Respekt und so komme es auch zurück. Von Benimmregeln hält sie nichts: „Beide Seiten haben ein Recht darauf, dass ihre Kultur anerkannt wird.“ Natürlich sei es wichtig, die fremden Menschen in die hiesige Kultur einzuführen, denn ohne die Werte und Normen zu kennen, könne es schnell zu Missverständnissen kommen.

Gespannt hört Dirk Göbel seinen beiden Kollegen zu. Er war bislang bei einem großen Handelsunternehmen tätig

und wechselte nun als Teamleiter in Calden zu den Johannitern. „Ich stelle gern Menschen zufrieden“, sagt der 48-Jährige, der eigentlich Koch ist. Als seine Firma im Sommer Spenden ins Zeltlager lieferte, „kam das Thema Flüchtlinge auf mich zu und wurde immer größer“, erzählt er. Dabei gehören Flucht und Vertreibung schon lange zu seinem Leben. Zuhause in Trendelburg geschehe es bis heute, dass Menschen, die im 2. Weltkrieg im Haus seiner Familie untergebracht waren, vorbeikämen.

Ähnliches kennt William von Bischoffshausen aus seinem Elternhaus in Neu-Eichenberg bei Witzenhausen. Er weiß, wie wichtig Unterstützung in einer Fluchtsituation ist. Selbst, wenn Menschen wieder zurückgeschickt würden, sei die Arbeit der Johanniter nicht umsonst gewesen: „Für ihre Zeit in Calden, war ich da und das ist gut. Wir wären in gleicher Lage doch auch froh über solche Hilfe.“

An Weihnachten wird es im Lager übrigens keine offizielle Feier geben, da die Betreiber strikt auf religiöse Neutralität achten. Bereits vor Totensonntag wurden aber an die Kinder kleine Geschenke verteilt, bewusst nicht zu nahe am Weihnachtsfest. ● Irene Graefe

 www.johanniter.de/kurhessen

Die Seele der Anderen

Die Beschäftigung mit dem Fremden – fremden Menschen, fremden Kulturen, fremden Dingen gehört zu den Herausforderungen einer offenen Gesellschaft und ist für das Miteinander von grundlegender Bedeutung. Den Umgang mit dem Fremden zu lernen, ist freilich eine anspruchsvolle und anstrengende Seelenarbeit und versteht sich nicht von selbst. Diese Anstrengung kann eine Familie aus dem Gleichgewicht bringen.

Von dieser Schwierigkeit erzählt Selina, die sich in einer Ausbildung befindet und noch zu Hause wohnt. Seit einem Jahr ist Selina mit Dimitar, einem um fünf Jahre älteren Bulgaren befreundet. Selina und Dimitar sind glücklich in ihrer Beziehung, aber mit ihren Eltern liegt Selina gründlich über Kreuz.

Vor kurzem ist sie Knall auf Fall zu Dimitar gezogen, der sich auch in Ausbildung befindet und beengt bei seinem älteren Bruder wohnt. Selina kommt in die Beratung, weil sie den Krach daheim leid ist, aber auch die Beziehung zu Dimitar nicht aufs Spiel setzen möchte. Im Gespräch erzählt sie, wie schwer es ihr fällt, mit den Eltern zu sprechen, denn diese hörten ihr nicht zu. Selbstkritisch fügt sie aber an, dass sie selber auch Schwierigkeiten habe, nun ihrerseits mitzuteilen, warum ihr Dimitar so viel bedeutet: „Meine Familie und ich – wir fremdeln.“

Fremdes zu erleben, führt zu einer doppelten gefühlsmäßigen Reaktion: Es löst Angst aus, denn es stellt Selbstverständliches in Frage. Es löst aber auch Neugier und Interesse aus, denn in dem Unbekannten verbirgt sich ein an- und aufregender Zuwachs an Erfahrung und Lebendigkeit. Das Fremde erscheint zugleich als bedrohlich und bereichernd. Zwischen diesen Polen bewegt sich die Auseinandersetzung, die zu einer ernsthaften Krise führen kann.

Für Selina steht die Faszination im Vordergrund, und sie möchte Dimitar, der

ihr leid tut mit seiner Mühe, in Deutschland Fuß zu fassen, beistehen. Die Eltern warnen dagegen: „Lass die Finger von ihm, er nutzt dich nur aus.“ Dimitar selber ist enttäuscht, denn er hatte die Hoffnung, dass die Eltern ihm eine Chance geben. Er versteht, so Selina, dass sich ihre Eltern Sorgen machen. Trotzdem findet er, dass sie sich ein wenig mehr Mühe mit ihm geben könnten.

„Jeder praktische Umgang mit dem Fremden macht der Seele Arbeit.“


Mit der Zwiespältigkeit umgehen zu lernen, wird so zu einer individuellen, aber auch gesellschaftspolitischen Aufgabe und ist schwer zu ertragen. Rechnen müssen wir deswegen mit einer Verleugnung des Problems. Bei der Verleugnung wird die Problematik ganz einfach durch rationale Erklärungen besänftigt, was aber nur von kurzer Dauer sein kann. Oder eine andere Abwehrstrategie gewinnt die Oberhand, nach der das Fremde erst gar nicht zugelassen wird. Das hört sich so an: „Dimitar, der gehört doch nicht zu uns, der ist ganz anders, der passt nicht zu uns.“

„Jeder praktische Umgang mit dem Fremden macht der Seele Arbeit. Es ist aber eine Arbeit, die sich lohnt.“ (Klaus Winkler, Grundmuster der Seele, Göttingen 2003, S.215–224). Wie kann das gehen?



Foto: medio.tv/Schauderna

Pfarrerin Ute Zöllner, Pastoralpsychologin, leitet die Psychologische Beratungsstelle für Erziehungs-, Ehe-, Familien- und Lebensfragen des Diakonischen Werks Kassel

☎ 0561 70974-250
 www.dw-kassel.de

Der Titel ist dem gleichnamigen Buch von Sudhir Kakar entlehnt: „Die Seele der Anderen. Mein Leben zwischen Indien und dem Westen“, München 2012

Mit Realismus und Respekt. Das Fremde kann uns durcheinanderbringen und ängstigen, aber es ist „nur“ fremd, nicht aber gut oder böse. Die Voraussetzung für Realismus und Respekt ist, auf moralische Bewertungen zu verzichten und das Fremde fremd sein lassen zu können. Leicht ist das nicht! Aber nicht zu unterschätzen ist auch, welche inspirierende Kraft von dieser Einstellung ausgehen kann. Hilfreich ist, das wohlwollende Interesse vorangehen zu lassen und die Sorge danach hinterherzuschicken.

Selinas Familie ist auf dem Weg gegenseitiger Annäherung. Sie haben sich vorgenommen, einander besser kennenzulernen. Vorsichtiger und behutsamer gehen sie vor. Doch die Freude wächst auf beiden Seiten. ●

Auf der Flucht – aber wohin? Was würde Luther dazu sagen?

498

Jahre

nach der Reformation erinnern wir an das, was
Martin Luther sagte – oder gesagt haben könnte

Pfarrer Hans-Joachim Greifenstein über einen
gesamtdeutschen Popstar, der alles andere
als ein Weichei war

Martin Luther war alles andere als ein Weichei: „Ich bin dazu geboren, dass ich mit den Roten und Teufeln muss kriegeln und zu Felde liegen“, hat er einmal von sich selbst gesagt. Scheint so, als ob er einer dieser Typen war, die in der Schule dem Lehrer widerfrechen oder bei der Nationalhymne sitzen bleiben weil sie das gerade im Amt befindliche Regierungspersonal für unterbelichtet halten.

Für so was gibt's natürlich Haue, und Luther – selbst nicht zimperlich beim Austeilen – hat zeitlebens oft was auf die Mütze bekommen. Am kritischsten war es wohl, als er vom Wormser Reichstag nach Hause wollte. In Worms war er zum gesamtdeutschen Popstar geworden, weil er Papst und Kaiser getrotzt hatte. Trotzköpfe aber saßen damals ziemlich locker auf dem Hals, weil es so etwas wie „Halsgerichtsordnungen“ gab. Die Bamberger Ordnung von 1507 drohte den allzu Vorlauten zum Beispiel wie folgt: „... also nim ich dein leib und gut aus dem fride und thu sie in den unfrid und künde dich den vögeln frei in den lüften ... solt auf keiner straßen nindert fride noch geleit haben.“ Im Klartext: Bleib lieber zu Hause, da draußen droht Dir Halsumdrehen!

Luthers Heimreise wurde zur Flucht, und bevor ihn die Falschen schnappten,

kriegten ihn – Gott sei Dank! – die Richtigen: Waffenträger seines ihm wohlgesonnenen Landesherrn Friedrich holten ihn am 4. Mai 1521 im Glasbachgrund bei Steinbach in Thüringen vom Wagen. Er hatte eine aktive Schutzmacht und damit mehr Glück als viele, die ihres heute übers Mittelmeer zu finden versuchen. Dessen sicher sein konnte er sich aber nicht, als er im Wald einen Sack über den Kopf gezogen bekam, sondern erst abends auf der Wartburg.

Damals gab es in Thüringen noch keine Neonazis und niemand drohte ihm damit, seine Unterkunft in Brand zu setzen. Glück muss der Mensch haben! Und einen Regierungschef, der mit dem Beinamen „der Weise“ in die Geschichte eingehen konnte. Ach, hätten wir heute auch recht viele von dieser Sorte!

Noch wichtiger als Glück aber war Luther sein Gottvertrauen. Viel geistlichen Mumm hat er (von seinem katholisch gebliebenen!) Beichtvater Staupitz eingeträufelt bekommen.

Nach ihm klingen so Sätze wie: „Ein Gott heißt das, von dem man alles Gute erwarten und Zuflucht nehmen soll in allen Nöten ...“. Bei ihm ist die Flucht zu Ende und die Heimat fängt an. Das zu glauben hat Luther den Hals gerettet. ●



Fotos: L. Simmank

Foto: Monika Harling

Hans-Joachim Greifenstein vom
„Ersten Allgemeinen Babenhäuser
Pfarrer(!)-Kabarett“ und das
Triptychon „Luther in Pop Art“
aus dem Lutherhaus in Melsungen

Martin Luther

„Sie hatten keinen Platz ...“

Das *blick*-Rätsel von Karl Waldeck

Weihnachten. Das Fest der Familie, das Fest der Heiligen Familie: Maria, Josef und Jesus. Ein friedvolles, harmonisches Weihnachtsfest – wer wünschte es sich nicht!? Die Umstände der Geburt des göttlichen Kindes waren allerdings so nicht. Folgt man dem Matthäusevangelium, so musste die Familie Jesu kurz nach dessen Geburt vor Verfolgung fliehen: Ein Schicksal, das viele tausend Menschen aktuell erleiden und mit dem unser Land in diesem Jahr in besonderer Weise befasst ist. Weihnachten und Familiengeschichte – danach fragt das heutige *blick*-Rätsel. Viel Freude beim Nachdenken und Suchen, Raten und Lösen – und allen Leserinnen und Lesern ein frohes, gesegnetes Weihnachtsfest!

1 Behausung: Ein Stall und eine Krippe, vielleicht auch eine Höhle oder Grotte. Unter solch prekären Umständen kommt Jesus zur Welt: kein Krankenhaus, keine Hebamme, keine Unterkunft. Josef und die hochschwängere Maria sind nach Bethlehem unterwegs, als die Stunde der Geburt naht. Doch die Familie findet kein Quartier. In der Weihnachtsgeschichte des Lukasevangeliums (Kapitel 2, Vers 7) heißt es dazu: „... denn sie hatten keinen Platz in der ...“ Wo?

ERSTAUFNAHME

PENSION

HERBERGE

2 Familiensaga I: Es sind schwierige Familienverhältnisse, denn Jakob hat betrogen – und zwar seinen Bruder um das Erstgeburtsrecht sowie seinen Vater, dessen Segen er erschleicht. So ist es im 1. Buch Mose (Kapitel 25 und 27) zu lesen. Der gesegnete Betrüger flieht; er hat Angst vor der Rache seines Bruders. Schließlich kommt es doch zur Versöhnung (1. Buch Mose, Kapitel 33). Wie heißt der von Jakob betrogene Bruder?

ESAU

SAUL

KAIN

3 Familiensaga II: Dem Ehepaar Abraham und Sara(i) bleibt der Kindersegen versagt. Ohne Nachwuchs, ohne Erben hat aber ihre Familie keine Perspektive. Deshalb soll – in damaligen Zeiten gängige Praxis – Abraham mit Saras Magd Hagar ein Kind, einen Sohn zeugen (nachzulesen im 1. Buch Mose, Kapitel 16). Und so geschieht es – auch wenn die Geschichte zu keinem oder nur einem bedingt guten Ende führt. Wie heißt der Sohn Abrahams und Hagars?

SETH

ISMAEL

JOSEF

4 Aus der Ferne: Das Matthäusevangelium berichtet von prominenten Besuchern im Stall zu Bethlehem bei der Heiligen Familie: Als Könige werden sie oft dargestellt; im Evangelium werden sie als „Weise“ bezeichnet: Sterndeuter kann man darunter verstehen, im weitesten Sinne Wissenschaftler oder auch Intellektuelle. Doch wo ist ihre Heimat, wo kamen die drei Weisen laut dem Evangelium her?

MORGENLAND

SABA

CHINA



Das **Lösungswort** ergibt sich aus den jeweils ersten Buchstaben der richtigen Antworten 1 bis 4.

Ins Englische übersetzt wird das Wort sowohl mit „süß“ als auch mit „Schloss“ oder „Burg“ in Verbindung gebracht. Fügt man im Deutschen dem Lösungswort die Abkürzung für „Altes Testament“ an, erhält man ein höchst gefühlsbesetztes Wort. Von ihm schrieb der Philosoph Ernst Bloch, es handele sich dabei um etwas, „das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“.

Senden Sie das Lösungswort bis zum 31. Dezember 2015 (Einsendeschluss) auf einer frankierten Postkarte an *blick* in die kirche Heinrich-Wimmer-Str. 4 34131 Kassel oder per Mail: raetsel@blick-in-die-kirche.de

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Redaktion behält sich vor, die Namen der Gewinner im Magazin *blick* in die kirche zu veröffentlichen. Teilnehmende erklären ihr Einverständnis. Gewinnerin des letzten Preisrätsels (Oktober 2015, Lösungswort: REISE) war Anita Greiner aus Guxhagen.



Auszeit am Edersee

Die berühmten Schauspieler Ulrich Tukur und Martina Gedeck waren auch schon da: am Edersee im Strandhaus No. 12. „Wie einst Lilly“ hieß der „Tatort“, den sie dort drehten und der 2010 erstmals im Fernsehen gezeigt wurde. Das Strandhaus ist danach neu gestaltet worden und jetzt noch gemütlicher.

Gerade auch in der kalten Jahreszeit ist das historische Badehaus ein Anlaufpunkt für Spaziergänger und Übernachtungsgäste. Vor dem Kamin kann man sich bei einem Getränk aufwärmen oder auch einen Glühwein auf der Terrasse genießen. Das Ehepaar Karsten und Gerlinde Koppelin bietet im Strandhaus fünf Hotelzimmer an, die im maritimen Stil eingerichtet sind und an die Nordseeinsel Sylt erinnern sollen. Besonders schön wohnt es sich in der Strandhaus-Suite, für die wir einen Aufenthalt verlosen (siehe unten).

Das Strandbad am Edersee wurde im Jahr 1931 gebaut. Es war, so heißt es, als Dankeschön für die Waldecker gedacht, die dem Bau der Edertalsperre zugestimmt

hatten, durch die der Edersee entstanden ist. Vom Strandhaus No. 12 hat man einen guten Blick auf den See und auf die Talsperre. Bis heute gehört das Strandbad in der Waldecker Bucht zum Haus, wobei ein Bad im See im Winter wohl nur für ganz Hartgesottene in Frage kommt.

Doch die Ferienregion Edersee hat zu allen Jahreszeiten viel für Gäste zu bieten. Vom Wildpark über das malerische Schloss Waldeck und den Baumkronenpfad bis hin zu ausgedehnten Wanderwegen reicht das Angebot. Der Nationalpark Kellerwald-Edersee ist ein besonderer Anziehungspunkt, der nicht zufällig zum Weltnaturerbe erklärt wurde. Besonders sehenswert ist der zertifizierte Urwaldsteig entlang des Edersees.

Und wer bei Wind und Wetter gar nicht vor die Tür möchte, ist im Strandhaus auch bestens aufgehoben. Neben dem Kaminzimmer steht den Hotelgästen eine Lounge zur Verfügung, in der sie in Ruhe lesen und sich unterhalten können; Seeblick inklusive. ●



Fotos: privat



Zu gewinnen beim blick-Rätsel

Das Glanzstück im Strandhaus No. 12 ist die Suite (Foto links). Sie verfügt über einen Schlaf- und einen Wohnbereich sowie über einen begehbaren Kleiderschrank. In dieser Ausgabe verlosen wir **eine Übernachtung für zwei Personen in der Strandhaus-Suite** inklusive Frühstück beim Preisrätsel (linke Seite).

Strandhaus No. 12
Ederseerandstraße 8
34513 Waldeck
T 05623 5676
www.strandhaus12.de

Jesu Geburt und die Flucht nach Ägypten

Die Geburt Jesu Christi geschah aber so: Als Maria, seine Mutter, dem Josef vertraut war, fand es sich, ehe er sie heimholte, dass sie schwanger war von dem Heiligen Geist. Josef aber, ihr Mann, war fromm und wollte sie nicht in Schande bringen, gedachte aber, sie heimlich zu verlassen. Als er das noch bedachte, siehe, da erschien ihm der Engel des Herrn im Traum und sprach: Josef, du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen; denn was sie empfangen hat, das ist von dem Heiligen Geist. Und sie wird einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk retten von ihren Sünden.

Das ist aber alles geschehen, damit erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht (Jesaja 7,14): „Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden ihm den Namen Immanuel geben“, das heißt übersetzt: Gott mit uns. Als nun Josef vom Schlaf erwachte, tat er, wie ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und nahm seine Frau zu sich. Und er berührte sie nicht, bis sie einen Sohn gebar; und er gab ihm den Namen Jesus.

Als Jesus geboren war in Bethlehem in Judäa zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen Weise aus dem Morgenland nach Jerusalem und sprachen: Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenland und sind gekommen, ihn anzubeten. Als das der König Herodes hörte, erschrak er und mit ihm ganz Jerusalem, und er ließ zusammenkommen alle Hohenpriester und Schriftgelehrten des Volkes und erforschte von ihnen, wo der Christus geboren werden sollte. Und sie sagten ihm: In Bethlehem in

Judäa; denn so steht geschrieben durch den Propheten (Micha 5,1): „Und du, Bethlehem im jüdischen Lande, bist keineswegs die kleinste unter den Städten in Juda; denn aus dir wird kommen der Fürst, der mein Volk Israel weiden soll.“

Da rief Herodes die Weisen heimlich zu sich und erkundete genau von ihnen, wann der Stern erschienen wäre, und schickte sie nach Bethlehem und sprach: Zieht hin und forschet fleißig nach dem Kindlein; und wenn ihr's findet, so sagt mir's wieder, dass auch ich komme und es anbetet. Als sie nun den König gehört hatten, zogen sie hin. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenland gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er über dem Ort stand, wo das Kindlein war. Als sie den Stern sahen, wurden sie hocheifrig und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe. Und Gott befahl ihnen im Traum, nicht wieder zu Herodes zurückzukehren; und sie zogen auf einem andern Weg wieder in ihr Land.

Als sie aber hinweggezogen waren, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Josef im Traum und sprach: Steh auf, nimm das Kindlein und seine Mutter mit dir und flieh nach Ägypten und bleib dort, bis ich dir's sage; denn Herodes hat vor, das Kindlein zu suchen, um es umzubringen. Da stand er auf und nahm das Kindlein und seine Mutter mit sich bei Nacht und entwich nach Ägypten und blieb dort bis nach dem Tod des Herodes, damit erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht (Hosea 11,1): „Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen.“

Matthäus 1, 18-25/2,1-15 (Lutherbibel 1984)